

# Die Würde des Menschen ist antastbar: Versuch über eine solidarische Gesellschaft

---

*Regina Ammicht Quinn, Universität Tübingen*

Im Juni 1980 kam der Stadt Frankfurt die Würde abhanden, und zwar am helllichten Tag. Unbekannte Täter hatten von einem Schriftrelief des Schwurgerichtsgebäudes mit dem Wortlaut „*Die Würde des Menschen ist unantastbar*“ die Würde gestohlen. „Gerade lag die Würde am Boden“, so berichtete die Frankfurter Rundschau<sup>1</sup>, „da huschten junge Männer herbei und bemächtigten sich ihrer, Arbeiter am Gebäude, die den großen Spruch nach erfolgter Renovierung der Fassade wieder anbringen wollten, sahen noch, wie sie sich hurtig davonmachten – auf dem Fahrrad und hintendrauf die Würde.“ Es stellte sich dann heraus, dass das Ganze kein gemeiner Diebstahl, sondern eine Entführung war, denn auf einem Flugblatt wurden bald die Forderungen formuliert: „Freilassung aller Gefangenen, die Auflösung aller Schulen und sonstigen Verdummungszentren, Stilllegung aller Fabrik- und Atomanlagen, Einführung der Menschenrechte für alle, Ausrufung der Anarchie.“ Ohne Erfüllung dieser Forderungen konnte die Würde – nach wochenlanger Suche allerdings – wieder sichergestellt werden. Sie war nicht verloren, sondern lediglich baden gegangen; man fand sie, leicht ramponiert, in einem nahegelegenen Baggersee. Anscheinend sollte sie ursprünglich im Meer versenkt werden, aber dafür war der Aufwand dann wohl doch zu groß. So bekam die Stadt Frankfurt ihre Würde wieder. Ob das Bewusstsein, dass „Würde“ zu den gefährdeten Dingen gehört – dass sie leicht in der Versenkung verschwinden kann, wie der Akt der Seebestattung ja andeutet – bis heute anhält, weiß ich nicht.

Seit 1980 ist nun einiges an Zeit vergangen, und das, was heute in einem solchen Entführungsschreiben stünde, würde sicher anders lauten. Denn der Stellenwert und die Inhalte dessen, was *wir* unter „Würde“ verstehen, ändern sich mit unseren Lebenskontexten. Und diese Lebenskontexte haben sich innerhalb weniger Generationen radikal verändert. Meine beiden Großmütter verbrachten die erste Hälfte ihres Lebens in kleinen, eng verbundenen Gemeinschaften, mit den wechselnden Jahreszeiten und Feiertagen, dem, was man mit den Händen herstellte und dem vergleichsweise Wenigem, was von außen kam. Und mit größten politischen Umwälzungen. Ihre Urenkelinnen und Urenkel sind ein knappes Jahrhundert später

---

<sup>1</sup> Lepp: Eine Lücke im Gesetz, FR 25. 6. 1980. Vgl. F. J. Wetz: Die Würde der Menschen ist antastbar, Stuttgart 1998, S. 9.

geboren. Für sie erscheint ein Leben ohne Internet und Handy undenkbar. Als sie klein waren, haben sich meine Kinder immer wieder – nur halb im Scherz – vergewissert, dass es in meiner Kindheit (ohne Internet und Handy) zumindest schon elektrisches Licht gab; denn ein Leben ohne Internet und Handy sieht für sie wie graue Vorzeit aus.

Wir, die wir heute leben, sind Erbinnen und Erben einer 7 000jährigen Geschichte, in der Menschen in unserem Kulturkreis in festen Ansiedlungen lebten – von den ersten sesshaften Vorfahren in der Jungsteinzeit bis heute. Die längste Zeit dieser Geschichte wurden Menschen in kleine Gemeinschaften hinein geboren. Die Menschen, denen sie an einem normalen Tag begegneten, waren die Menschen, die sie ihr ganzes Leben lang gekannt haben. Essen, Kleidung, Werkzeuge, Kunst und Instrumente für Sakrales wurden innerhalb dieser Gruppe hergestellt. Wissen, Kenntnisse, Weisheiten kamen von den eigenen Vorfahren. Eine solche Welt hat uns geprägt. Und in einer Welt, die nicht sehr verschieden davon war, haben meine Großmütter noch einen großen Teil ihres Lebens gelebt.

Als Stadtbewohner\_innen sehen wir heute jeden Tag mehr fremde Menschen als unsere Vorfahren in ihrem ganzen Leben. Dies ist eine Herausforderung: Eine Menschheitsgesellschaft, die sich über Jahrtausende hinweg auf die eigene lokale Welt, den eigenen Stamm bezogen haben, muss ausgestattet werden mit Ideen, Institutionen, Erfahrungen und Tugenden, die es uns erlauben, als neuer, globaler Stamm, der wir geworden sind, zu leben.<sup>2</sup>

Das bedeutet: Früher waren Menschen nicht einfach besser. Und das Leben war auch nicht einfach besser.

Aber in kleinen Gemeinschaften wussten Menschen, wenn die Nachbarn ein Unglück befiel. Und das geteilte Leben ermutigte dazu, dieses Unglück auch wahrzunehmen und, wenn möglich, darauf mildernd zu reagieren. Man selbst ist ja auch nicht vor solchem Unglück gefeit – und dann auch wieder angewiesen auf die Hilfe der anderen.

In unserer komplexen Welt ist das sehr viel schwerer. Wir haben noch nicht gelernt, unsere Verantwortung und Bereitschaft zur Hilfe über diejenigen hinaus auszudehnen, die uns unmittelbar nahe sind, die wir kennen, die wir verstehen, denen wir uns verpflichtet fühlen.

Das ist das Phänomen, das wir als Ent-Solidarisierung in unserer Gesellschaft erleben. Es zeigt sich als politisches Problem von Strukturen, Institutionen und der gerechten Verteilung von Ressourcen. Und es zeigt sich als unser aller persönliches Problem.

---

<sup>2</sup> Vgl. dazu Kwame Anthony Appiah (2006): *Cosmopolitanism. Ethics in a World of Strangers*, New York/London (Norton), Xiff.

„Menschenwürde“ ist ein großes Wort, über das viel gestritten wird. Eines aber ist sicher: „Menschenwürde“ rückt immer dann ins Bewusstsein, wenn sie verletzt wird. Damit ist die Aussage „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ – eine Aussage, auf der unser politisches Gemeinwesen beruht, der Grundstein, den das Grundgesetz gelegt hat – ein Wunsch, ein Vorsatz, ein Ziel. Aber nicht einfach Realität. Das zeigt sich deutlich in der Geschichte des Begriffs:

Seit Beginn der Neuzeit sehen wir immer wieder, dass die Frage nach Würde von anderen Fragen abhängig ist: *Wodurch wird das Menschliche definiert? Wer ist ein Mensch, wie wir ihn verstehen? Wer ist ein „normaler“ Mensch?* Diese Fragen sind Teil des grundlegenden Problems, ob und zu welchem Grad *die Anderen* auch Menschen sind und von uns als Unseresgleichen behandelt werden können oder müssen.

Bis zur europäischen Aufklärung beispielsweise war das gültige, normative Menschenbild einfach: „der Mensch“ ist weiß und christlich. Erst in der europäischen Aufklärung wird es hinterfragt. Die weißen christlichen Menschen Europas hörten und sahen zunehmend mehr von den Menschen außerhalb Europas und begannen sich zu fragen, ob diese Anderen, diese Andersfarbigen, anders Sprechenden, anderes Glaubenden tatsächlich Menschen sind. Die europäische Aufklärung, die vorausdenkt, sagt: Ja. Sie nimmt – mit Lessings „Nathan der Weise“ etwa – die *Anderen, Nicht-Weißen, Nicht-Christlichen als Menschen* wahr: auch Muslime und Juden, auch Araber und Afrikaner sind Menschen.

Im westlichen 19. Jahrhundert lässt sich ein zweiter Schritt erkennen. Das bislang gültige Menschenbild lautet der „Mensch“ ist bürgerlich und durch seinen Besitz definiert. Soziokulturelle und ökonomische Entwicklungen des 19. Jahrhunderts, insbesondere die Herausbildung einer Arbeiterklasse, führen dazu, dass die Vorausdenkenden sagen: Auch die Armen haben Würde; auch Arme sind Menschen.

Und diese Lernprozesse gehen weiter. Wir haben erst im 20. Jahrhundert gelernt, dass auch Frauen im vollen Sinne Menschen sind. Momentan sind wir dabei, mit den Perfektheitsansprüchen, die an den „normalen“ Menschen gestellt werden, umzugehen. Durch biomedizinische Entwicklungen werden in unserer Gesellschaft Krankheit, Behinderung, Schwäche und Alter immer schwerer zu ertragen; heute wird Schwangeren ein einfacher Bluttest auf ein mögliches Down Syndrom des Kindes angeboten, der die implizite Botschaft mit sich trägt: „Wir“ wollen kein „solches“ Kind. Damit zeigt sich heute Würde insbesondere als die Würde derer, die verletzbar sind.

Zugleich aber wiederholt sich die Geschichte. Was im 18. und im 19. Jahrhundert diskutiert wurde – ob die Fremden, diejenigen, die anders aussehen und anderes glauben, auch Men-

schen sind; ob die Armen, diejenigen, die anders leben als wir, auch Menschen sind; all dies wird heute wieder diskutiert. Diese Diskussionen sind heute nicht so direkt wie damals. Das Menschsein wird keinem Asylbewerber, keinem Muslim, keinem Sozialhilfeempfänger abgesprochen. Und es gäbe große Empörung, wenn jemand dies täte. Aber ein genauer Blick auf ihre Lebensumstände, auf die Orte, die diesen Menschen in der Mehrheitsgesellschaft zugewiesen werden, auf die Ressourcen, die ihnen zur Verfügung stehen (angefangen mit den Nahrungsmittelpaketen für Asylbewerber), lässt anderes zutage treten. Armut und Fremdheit sind auch heute immer noch die großen Risiken für eine Verletzung der Menschenwürde.

Lassen Sie mich Ihnen nun eine Geschichte erzählen: die Geschichte der Adah:

Adah weiß nicht, wann sie geboren wurde, und schreibt sehr viel später ohne das Wort „ich“ zu verwenden über sich:

„Sie war ein Mädchen, das kam, als alle einen Jungen erwarteten und vorhergesagt hatten. Damit war sie eine so große Enttäuschung für ihre Eltern, die Familie, den Stamm, dass niemand daran dachte, ihre Geburt registrieren zu lassen. Sie war so unbedeutend.“<sup>3</sup>

Die nigerianische Schriftstellerin Buchi Emecheta beschreibt in ihrem stark autobiografischen Buch Adahs Geschichte. Es ist die Geschichte eines Mädchens vom Stamm der Igbo, das in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts in Lagos aufwächst. Acht Jahre alt könnte sie gewesen sein, so schätzt sie selbst, als sie eines Nachmittags aus dem Haus schlüpft und in die nächstgelegene Schule geht und dem Lehrer sagt: „Hier bin ich – meine Eltern wollten mich nicht schicken!“<sup>4</sup>

Das erzeugt zunächst einen kleinen Skandal. Aber Adah gibt nicht nach. Sie geht zur Schule. Als der Vater sehr bald stirbt, kommt sie in die Familie seines Bruders. Sie ist sie noch zu jung, um verheiratet zu werden, und wird weiterhin in die Schule geschickt, denn die Familie erhofft sich von Schulbildung einen deutlich höheren Brautpreis. Adah ist begabt und bekommt ein Stipendium für die weiterführende Schule, nachdem sie das Geld für das Eingangsexamen gestohlen hat. Das eigenwillige und unbändige Mädchen schreckt mögliche Brautwerber ab – und das nicht nur, indem sie regelmäßig deren Fahrradreifen zersticht. Schließlich willigt sie in die Heirat mit Francis ein, der zwar den Brautpreis nicht zahlen kann, aber selbst Student ist. Denn sie merkt, dass sie einen Ort braucht, an dem sie ohne ständige Rechtfertigung leben und lernen kann. Sie bekommt schnell ihre erste Tochter und

---

<sup>3</sup> Buchi Emecheta, *Second-Class Citizen*, Oxford /GB 1994., S. 1 (Übersetzung Ammicht Quinn) Deutsche Ausgabe: *Die Geschichte der Adah*, München 1993.

<sup>4</sup> Ebd. S. 6.

beginnt in der Bibliothek der amerikanischen Botschaft zu arbeiten – eine privilegierte Arbeitsstelle, die der Familie soziale Achtung, ein angenehmes Leben und Dienstboten ermöglicht. Aber sie will mehr, mehr lernen, mehr wissen, mehr sehen. Als die Familie Francis zum Studium nach England schickt, gelingt es ihr 1962 mit den beiden Kindern nachzukommen. Und dort – am Ort ihrer Sehnsucht – findet sie sich nicht nur in einer Beziehung mit einem gedemütigten, versagenden, zornigen und schließlich gewalttätigen Ehemann wieder, sondern auch als Bürgerin zweiter Klasse.

„Eine Demokratie erster Klasse darf sich keine Bürger\_innen zweiter Klasse leisten“ – so Martin Luther King. Was meint er? Und was sagt uns das heute – in einer Situation, in der wir dauernd hören, was wir uns „leisten“ können und was nicht?

Bürger\_innen zweiter Klasse sind Menschen mit einer doppelten Zugehörigkeit. Sie sind Bürger\_innen eines Staates und zugleich Angehörige einer von ihnen gewählten oder nicht gewählten Gruppe. Eine solche Gruppe kann sozial, ethnisch, sprachlich, politisch, religiös usw. definiert sein. Eine solche doppelte Zugehörigkeit ist nicht weiter außergewöhnlich. Wir alle sind in dieser Weise mehrfach oder vielfach zugehörig: einem Staat und einer Familie, einem Staat und einer Religionsgemeinschaft, einem Staat und einer Interessengruppe. Für Bürger\_innen zweiter Klasse ist die Zugehörigkeit zu einer grundlegenden und häufig nicht gewählten Gruppe doch der Anlass dafür, dass ihre Rechte als Staatsbürgerinnen nur formal dieselben sind wie die der anderen. In der politischen und sozialen Praxis werden diese Rechte geschmälert oder ganz vorenthalten. Als Bürger\_innen zweiter Klasse – um nur einige zu nennen – leben Menschen indigener Herkunft von Kanada bis Chile; Roma, Sinti, Jenische in Europa und Kleinasien (und es hat bis vorgestern gedauert, dass der Völkermord durch die Nazis an dieser Gruppe in unser Gedenken aufgenommen wurde); viele Migranten und Migrantinnen weltweit, auch in Deutschland; arme Menschen überall; Frauen in vielen Ländern der Welt, insbesondere arme Frauen und Frauen, die einer nicht oder wenig akzeptierten Gruppe, Kultur, Sprachengemeinschaft oder Religion angehören.

Das bedeutet auch: Genau wie Vorteile sich bei einzelnen Menschen ansammeln (das gute Elternhaus führt zur guten Schulbildung, zur weiteren Ausbildung, zum leichteren Berufseinstieg usw.), so sammeln sich auch Nachteile an – insbesondere dann, wenn Menschen zu verschiedenen, jeweils für sich benachteiligten Gruppen gehören: wenn jemand schwarz und eine Frau ist; psychisch krank und arm; fremd und behindert. „Kumulative Benachteiligung“ nennt das die Wissenschaft.

Dass Menschen als Bürger\_innen zweiter Klasse leben, beschädigt demokratische Strukturen nachhaltig – das und nichts anderes sagt Martin Luther King.

Dass Menschen in einer Demokratie eine Stimme und eine Verantwortung bekommen, war ein großer historischer Schritt: Sie sind Bürger. Doch die gleichzeitige Aufteilung dieser Menschen in Bürger und Bürgerinnen unterschiedlicher Klassen führt diesen Fort-Schritt ad absurdum. Eines der mächtigsten Mittel, mit denen diese Aufteilung in BürgerInnen unterschiedlicher Klassen produziert wird, ist Scham. Denn Scham im sozialen Raum ist das „Gefühl, in der erlebten Wirklichkeit seine Selbstachtung verloren zu haben“<sup>5</sup>.

Kehren wir zurück zu Adah:

Adahs zentrale Erfahrung in England ist die Erfahrung ihres ersten Krankenhausaufenthalts. Hier liegt sie nach der Geburt des dritten Kindes, schwer krank und verletzlich, im allerletzten Bett des Saals der Wöchnerinnenstation. Sie ist trotz ihrer Schwäche voller Neugierde auf das Leben der anderen, der anderen Frauen in ihrem Alter und in derselben Lebenssituation, die sie noch nie so aus der Nähe gesehen hat wie jetzt.

Nach einigen Tagen kommt eine junge Krankenschwester zu ihr; die hat den Auftrag, ihr zu sagen, dass sie das Krankenhaushemd nun wirklich nicht mehr länger behalten darf; dass ihr Mann ihr nun endlich ein eigenes Nachthemd bringen soll. Das ist nicht weiter böse gemeint. So sind die Regeln. Aber Adah ist durch diese Aufforderung zutiefst beschämt. An diesem Punkt schlägt ihre Neugier um in eine Erfahrung des Andersseins und des Ausschlusses, in ein Erlebnis des sozialen Todes:

Mit einem Mal ist sie sicher, dass alle im Raum über sie sprechen. Und im Geist hört sie, was über sie gesagt wird:

*„Schau dir diese Niggerfrau an – keine Blumen, keine Karten, keine Besucher außer ihrem Mann, der normalerweise fünf Minuten vor Ende der Besuchszeit kommt und aussieht, als würde er das alles hassen. Schau sie dir an, sie hat kein eigenes Nachthemd. Ist sie von Holloway, aus dem Gefängnis? Nur die Gefängnisinsassinnen tragen die Krankenhaushemden auf der Station.“*

Adah war sich sicher, dass die Großmutter, die am Bett der Enkeltochter redete und wild gestikuliert, darüber sprach, dass Adah kein eigenes Nachthemd hatte. Sie war sich sicher, dass der kleine dicke Grieche im schwarzen Mantel, der ziemlich unbequem auf einem der Krankenhausstühle saß, über sie sprach. All die Gespräche, die um sie herum summten und summten, handelten von ihr. Das Summen ging weiter und weiter und hörte nie auf. Sie konnte sogar hören, wie ihr Name gesagt wurde ... . Sie wollte nichts mehr hören. Sie wollte nichts

---

<sup>5</sup> Sighard Neckel, Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit, Frankfurt/M. / New York 1991, S. 16.

mehr denken. Sie wollte nichts mehr sehen. Sie schloss die Augen, tauchte unter die Decke, versteckte sich. Jetzt würde die Welt sie nicht mehr sehen, die Welt würde nicht wissen, ob sie ein Krankenhaushemd oder ein eigenes Hemd hatte. Sie hatte sich nun zugedeckt wie eine Tote<sup>6</sup>.

Adah, die kluge, begabte und phantasievolle Frau, lernt aus dieser Erfahrung. Sie lernt aber nicht, die tiefe und tödliche Scham zurückzuweisen. Sie lernt anderes:

Als sie wieder schwanger wird, bereitet sie die Geburt präzise vor. Das Mutterschaftsgeld gibt sie nun nicht ihrem Mann, sondern behält es selbst. Sie kauft neue Babykleidung, natürlich ein Nachthemd, Essen für sich selbst, und sie organisiert anderes, ebenso Notwendiges:

„Sie adressierte zwanzig Glückwunschkarten an sich selbst; sie gab Irene, dem Mädchen, [das sie kannte,] Geld und sagte ihr, sie solle die Karten [ins Krankenhaus schicken]. Zwei große Blumensträuße sollten an sie geschickt werden, einer bei ihrer Ankunft im Krankenhaus mit Francis Name und einigen rührseligen Worten dabei. Der andere sollte nach der Geburt eintreffen. Falls sie die Geburt nicht überlebt, sollte Irene den Namen ihrer Kinder auf die Karte setzen und einen Trauerkranz aus dem Blumen machen. ...

Am zweiten Morgen im Krankenhaus kam ihr erster großer Blumenstrauß. Ihr Nachttisch war schon bunt vor lauter Karten, ehe Dada überhaupt geboren war. Dada kam in dieser Nacht, klein, schmerzlos und perfekt. Adah war sich sicher, dass das Kind lächelnd und lachend in die Welt gekommen war. ...

Sie fuhr mit dem Taxi nach Hause, stilvoll. Sie erzählte allen, sie wolle es so, um ihren Mann zu überraschen. Sie sagte ihnen nicht, dass Francis sich geweigert hatte, sie abzuholen. Man würde sie bemitleiden, und das brauchte sie nicht. Sie gab den Schwestern ein großzügiges Trinkgeld, und alle lachten und dankten ihr. Zu Hause schrieb sie einen freundlichen Dankesbrief und konnte sie im Geiste sagen hören, was für eine nette, glückliche afrikanische Frau sie doch wäre.“<sup>7</sup>

Adahs Geschichte ist tief traurig. Zwischen der eigenen Existenz, derer sie sich schämt und der (teuer) hergestellten Fassade bleibt nichts übrig. Beschämung ist destruktiv. Scham motiviert Adah zwar zum Handeln; aber Scham motiviert sie genauso zum Lügen. Anerkennung scheint ihr nur erreichbar zu sein um den Preis der verzweifelten Angleichung an etablierte Standards. Es bleibt keine Kraft übrig, diese Standards zu hinterfragen.

---

<sup>6</sup> Buchi Emecheta, a.a.O., S 124

<sup>7</sup> Ebd. S. 169ff.

Später, sehr viel später wird Adah eine Stimme finden und ihre Geschichte erzählen. Und diese Geschichte ist ein Lehrstück über unsere demokratische Kultur, die auf der Unantastbarkeit der Würde basiert:

Eine demokratische Kultur kann sich keine Bürger und Bürgerinnen zweiter Klasse leisten. Weder die Merkmale demokratischer Kultur – Gerechtigkeit, Bildung, Ökologie, Sicherheit – noch die politische Umsetzung menschlicher Freiheit können dann erreicht und aufrechterhalten werden. Damit hat jede Demokratie eine Aufgabe: Sie muss sicherstellen, dass auch die Einzelstrukturen, sei es Bildung, Justiz, die Sozialsysteme, das Gesundheitssystem, Militär oder Polizei, demokratisch sind und nicht ein vor- oder undemokratisches Erbe tradieren und mit Hilfe von Beschämungsstrategien Ordnung aufrechterhalten.

Eine lebendige Demokratie aber ist mehr als eine bestimmte Regierungsform, mehr als eine bestimmte Organisationsform von Institutionen, von Wahlen und Wahlrecht. Eine lebendige Demokratie ist eine Kultur. Als Kultur beinhaltet und befördert sie Verhaltensformen und Wertgrundlagen, die konstant die Grenze zwischen dem Politischen und dem Sozialen überschreiten.

Eine solche demokratische Kultur kann nicht eingeführt und verordnet werden; sie wird durch „Citizenship“, das Bürgersein der Menschen, hervorgebracht. Es ist aktive und mündige Teilhabe, die sicherstellt, dass Demokratie geübt und ausgeübt wird.

Und damit sind wir bei einer Frage, die sich an die Einzelnen zurück richtet:

Wir leben anders als noch meine Großmütter. Wir müssen das Leben in dem globalen Stamm, der wir geworden sind, noch lernen. Das beinhaltet notwendige und konstruktive Kritik an politischen Institutionen, die Menschen beschämen und Bürgerinnen zweiter Klasse produzieren. Und es beinhaltet einen selbst-kritischen Blick auf das persönliche Leben. Als Ethikerin frage ich: Welche Werte brauchen wir, um Demokratien so zu gestalten, dass sie keine Bürgerinnen zweiter Klasse produzieren? Dabei ist die Rede von Werten immer abstrakt. Aber gelebt werden sie immer von Menschen. Und gelebte Werte, die sich in einer Biografie verfestigen, sind Tugenden. Also fragen wir lieber mit einem altmodischen Wort:

Welche Tugenden brauchen wir? Mir selbst sind drei Tugenden besonders wichtig.

Die erste heißt *Toleranz*. Toleranz bedeutet zu lernen, dass das Anderssein Anderer nicht Anlass für Spott, Verachtung, Beschämung oder einen Religionskrieg ist. Toleranz bedeutet, das Anderssein wahrzunehmen, ohne es zerstören zu wollen, und darin die Güte, Schönheit und Freiheit der Vielfalt zu entdecken.

Toleranz allein aber reicht nicht aus. Die Gefahr der Toleranz ist, dass alles gleich gültig wird



und damit letztlich gleichgültig. Toleranz muss ergänzt werden durch eine zweite Tugend: *Solidarität*. Solidarität ist die Haltung, mit der ein Mensch bewusst an die Seite der anderen Menschen tritt, die ihn brauchen.

Nötig ist dafür eine dritte Tugend: *Tapferkeit* zählt zu den traditionellen Kardinaltugenden; um den kriegerischen Unterton daraus zu entfernen, nennen wir diese Tugend heute vielleicht besser *Mut und Selbstbewusstsein*, vielleicht auch *Courage* – die Grundlage dafür, dass Menschen fähig sind und fähig werden, gegen den Strom, gegen die öffentliche Meinung, gegen die Bilder des Werbefernsehens und wenn nötig auch gegen die Lehrenden und Erziehenden an die Seite derer zu treten, die ausgeschlossen werden.

Was heißt das konkret? Warum, so lautet eine Frage nicht nur der Geschichtswissenschaften, haben Menschen während der Nazizeit in Deutschland und in den besetzten Gebieten Juden geholfen? Warum gibt es „Zivilcourage unter schwierigen Umständen“?<sup>8</sup> Das Spektrum dieser Hilfe reichte von Gesten der Anerkennung (etwa der Vater, der seine Kinder aufforderte, Juden demonstrativ zu grüßen) über das Versorgen mit Lebensmitteln, das Verlierenmelden eigener Papiere, um sie gefährdeten Personen zur Verfügung zu stellen, bis hin zum Verstecken von Menschen. Diese unterschiedlichen Handlungen waren, natürlich, mit unterschiedlichen Sanktionen bedroht, die von der möglichen Rüge bis zum Tod reichten.

Harald Welzer<sup>9</sup> beschreibt, dass viele dieser besonders großzügigen Helfer nicht als Helfer geboren waren. Sie haben nicht ihr bisheriges Leben in tiefem Nachdenken darüber verbracht, was denn nun wäre, wenn. Sie gerieten in diese Lage – etwa dort, wo Juden vor einem Transport geflohen waren und irgendjemanden um Hilfe baten. Wenn dann im oder unter dem Haus Platz geschaffen wurde für andere Menschen, bedeutete das, Lebensmittel zu beschaffen und Exkremete zu beseitigen; wenn Kinder dabei waren, wurde es noch gefährlicher; wenn einer der Versteckten krank wurde oder starb, wurde die Situation extrem kompliziert.

Die Historikerin Birgit Kosmala berichtet von der Familie des polnischen Kleinbauern Antoni Bielinski, die zu fünft in einem 35 qm großen Häuschen lebte:

„Im September 1942 klopfte eine fünfköpfige fremde jüdische Familie an sein Haus und bat um Unterkunft für eine Nacht, was ihnen gewährt wurde. An den folgenden Tagen wiederholten sie ihre Bitte, und Familie Bielinski erlaubte ihnen zu bleiben. Einige Wochen später kam noch ein weiteres Mitglied der jüdischen Familie dazu.“<sup>10</sup> Antoni Bielinski wurde zweimal

---

<sup>8</sup> Vgl. Harald Welzer: Zivilcourage im Ausnahmezustand. Handlungsspielräume in der Diktatur. Unveröff. Manuskript. 2006.

<sup>9</sup> Vgl. ebd.

<sup>10</sup> Beate Kosmala (Hrsg.): Überleben im Untergrund: Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945 (Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit Bd. 5), Berlin 2002, S. 86ff. Vgl. Welzer ebd.

verhaftet, einmal gefoltert, zweimal aus Mangel an Beweisen wieder freigelassen. Die jüdische Familie blieb bis zur Befreiung bei den Bielinskis versteckt. Aus der einen Nacht waren mehr als zwei Jahre geworden. „Als Grund, weshalb sie diese Menschen aufgenommen hatten, gab er [Antoni Bielinski] an: ‚Wir brachten es nicht übers Herz, sie wegzuschicken.‘“<sup>11</sup>

„Helfer und Retter im Nationalsozialismus treten ... in ganz unterschiedlicher Gestalt und mit ganz unterschiedlicher Motivation auf; sie kommen aus den unterschiedlichsten Schichten, haben die unterschiedlichsten politischen und religiösen Einstellungen, sind Frauen oder Männer“, arbeiten allein oder vernetzt.<sup>12</sup> Zwei Dinge haben sie gemeinsam: Sie sind in der Lage, Juden nicht als „Juden“ zu sehen, sondern als Menschen, die Hilfe brauchen. Und: Sie haben Phantasie; sie nehmen Handlungsspielräume wahr, wo andere keine sehen.

Wir heute haben das große Glück nicht an einem Ort zu leben, an dem die Helfer der Ausgestoßenen oder Unerwünschten selbst ausgestoßen werden. Aber dennoch sind diejenigen, die wir heute feiern, würdige Nachfolger derer, die in der Lage waren, Menschen als Menschen zu sehen und Phantasie zu haben. Und hier ist es mir wichtig, Namen zu nennen: Herr Brenner, Frau Bahr, Frau von dem Bussche, Frau Rogalli, Frau Michl, Frau Käß, Herr Maute, Herr Schmid, Herr Harigel.

Alle, die je in ihrem Leben Heimweh hatten, wissen, was es bedeutet, ein Heim zu haben; wissen, was es bedeutet, wenn jemand ihnen ein Heim gibt.

Als unsere Mutter das Sterben begann, wollte sie heim. Sie wollte an der Kirche vorbei, über die Brücke und die Tante besuchen. Die Tante war viele Jahrzehnte tot, Brücke und Kirche existieren nicht mehr. Aber Heimat ist vielleicht, so Ernst Bloch, nicht das, wo wir herkommen, sondern wo wir hingehen – etwas, „das allen in die Kindheit scheint und worin niemand noch niemand war“<sup>13</sup>.

Wir alle sind unterwegs dahin, manche von uns religiös, alle von uns gesellschaftlich und politisch: unterwegs zu einem Ort, an dem Beschämung nicht zum Mittel der Herstellung von Ordnung benutzt wird, zu einem Ort, an dem die Würde der Menschen tatsächlich unantastbar ist.

---

<sup>11</sup> Ebd.

<sup>12</sup> Vgl. Welzer, ebd.

<sup>13</sup> Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung (Werkausgabe Bd.5), Frankfurt/M. 1985, S. 1628.